

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 210 (1937)

Artikel: Die Macht der Heimat

Autor: Dutli-Rutishauser, Maria

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Macht der Heimat.

Von Maria Dulli-Rutishauser.

Die sieben Hügel Roms lagen übergossen vom Morgenglanze, den die Sonne in aufsteigender Pracht auf das Land warf. In den Gärten des Aventin und auf dem Pincio sangen die Vögel, und die Blumen dufteten süß und schwer hinter alten, dicken Mauern. Der Tau lag noch auf den Palmen und Zypressen, bald aber würde die Wärme des Tages die frische Kühle von Stadt und Gärten wegnehmen.

An diesem verheizungsvollen, schönen Aprilmorgen begann Thomas Perrens freier Tag. Sie waren selten, diese Freitage, wenn man Gardist war im Vatikan. Man sehnte sich einen ganzen Monat lang darnach, an einem Tage sein eigener Herr und Meister zu sein. Doch wenn dann der Tag kam, sah man ein, daß er viel zu kurz sein würde, alles das auszuführen, was man sich so lange ausgedacht hatte.

Dennoch ging Thomas Perren zielbewußt und froh zum Tore hinaus, das auf den freien Platz vor dem Palatin führt. Er wußte weit draußen einen kleinen Garten, der mußte nun in Blüte stehen. Ein Häuslein lag davor, und darin kochte nun wohl die schwarze Marietta die Polenta.

Thomas Perren sah das alles im Geiste, als er über den ungepflegten Rasen fuori le mura schritt. Es tat ihm wohl, daß die Sonne ihn beschien, und doch fuhr er sich ein paarmal fast unwirsch über die Stirne: „Es ist schon warm, wie wird das erst im Sommer wieder sein!“ Er öffnete das Hemd am Halse und fühlte die Morgenluft prickelnd auf der bloßen Haut, die für gewöhnlich das gelb-schwarze Tuch der päpstlichen Gardeuniform bedeckte. Aber bald knöpfte Thomas das Hemd wieder zu. Er wußte aus mancher Erfahrung, daß das römische Klima heimtückisch war — man wußte nie so recht, woran man war. Bald war's zu kalt und dann wieder zu warm.

„Es ist einfach alles so ganz anders als zu Hause“, murmelte er. „Habe ich mich daheim je nach dem Wetter richten müssen? Nein, der eisigste Firnwind und das böseste Unwetter könnten mir nichts anhaben, das war ich doch

gewohnt von Jugend auf. Hier aber bringt einem der laue Wind Katarrh und Husten, und die Wärme verschlägt einem den Atem. Zum Donner, nein, es ist da nicht gut leben!“

Thomas Perren hemmte auf einmal seinen Schritt. Vor ihm lag die weite Campagna mit den dürftigen Weiden, den wenigen zerstreuten Hütten. Am Horizont standen die Pinien hoch und ernst, wie ein Bild der Einsamkeit. Thomas war kein Kind dieses Landes, er besaß nicht die Sprache, die all diese Erscheinungen begeistert preisen konnte. Immer stand beim Anblid dieser öden Landschaft vor seiner Seele das Bild der eigenen Heimat. Er konnte auch sie nicht mit schönen Worten besingen. Doch sein Herz war voll Liebe zu dem kleinen Lande, das nur Höhen und Tiefen hat, für die alle Worte zu arm und klein sind. Einmal hatte ihn Marietta nach dieser Heimat gefragt, wie es dort ausgehe und ob es wahr sei, daß man seine Landsleute nie lachen höre. Da hatte seine Hand die ihre jäh losgelassen, und es war ihm zu Sinn gekommen, sein Land und seine Leute seien so seltsam, daß er mit Marietta nie von ihnen reden könnte.

Der junge Mann riß sich zusammen. Nein, er wollte doch nicht an einem so schönen Morgen Dingen nachhängen, die ihn immer verdrießlich machten und die er nicht ändern wollte. Denn er hätte sich eben jetzt entscheiden können für die Heimat oder für die Fremde. Aber so sehr er auch nach seinen Walliser Bergen verlangte — die öde Campagna hatte über ihn gesiegt.

Während Thomas Perren dem fernen Häuslein der Witwe Giulia entgegenging, zog ihm die Geschichte seiner jungen Liebe durch den Sinn.

Drei Jahre waren es her, seit er als Gardist eingetreten war im Vatikan. Er hatte unter seinen Habseligkeiten einen Zettel mitgebracht, den er lange mit sich herumtrug. In der fremden Sprache dieses Landes stand darauf die Adresse einer Frau, deren Mann er daheim im Bispetale kennengelernt hatte. Er war Maurer gewesen und hatte Thomas so viel von Italien erzählt, daß er sich entschlossen hatte, als Schweizergardist das Land in der Sonne kennenzulernen. Die Heimat brauchte ihn ja doch nicht — die Acker waren zu klein und das Tal zu eng. Dann

war ein paar Tage vor seiner Abreise der fremde Maurer verunglückt und bald darnach gestorben. Da hatte Thomas nur einen kleinen Zettel und die traurige Botschaft für die arme Frau mitzunehmen.

Als er endlich zum ersten Male das Hüttelein in der Campagna betreten hatte, blieb er länger, als er beabsichtigt hatte. Nachdem die Witwe den Tod ihres Mannes erfahren hatte, weinte sie so herzzerbrechend, daß Thomas gerne getröstet hätte. Aber die paar Worte, die er von der italienischen Sprache verstand, reichten nicht hin. Er war froh gewesen, als ein schwarzaariges junges Ding in die Küche trat und mit lauten Worten die Mutter beschwichtigte:

„Ma chè — mamma, es ist ja schon traurig, wenn der Vater gestorben ist. Aber er war doch fast nie da, ich kenne ihn ja kaum. Und du hast doch noch mich, mamma, cara — ich bleib' schon immer bei dir!“

Die Tränen Donna Giulias waren dann bald versiegt. Aber sie begehrte nun so viel zu wissen von Thomas, wo der Antonio geschafft habe, ob es auch nicht zu falt gewesen sei für ihn in den Bergen, und was er noch gesagt habe von ihr und der Marietta, ehe er starb.

Thomas sagte alles, was er wußte und was er mit seinen geringen Sprachkenntnissen auszudrücken vermochte. Und zum Schlusse war es, als verbinde ihn das Schicksal des armen italienischen Maurers mit seinen Hinterlassenen. Sie

sprachen doch von seiner Heimat, sie waren in der großmächtigen Stadt die einzigen Menschen, die sich interessierten, woher er kam und wie hoch die Berge im Vispertale seien.

Er trank darnach einen roten Wein aus bunter Tasse und sah in die Augen der kleinen Römerin, über deren Feuer er die Heimat, den Toten und bei nahe sogar die Pflicht vergessen hätte. Just vor Torschluß kam er im Vatikan an, und er nahm sich vor, diesen Besuch nicht zu wiederholen.

Aber jedesmal, wenn ein freier Tag kam für Thomas Perren, ging er fast unbewußt durch die Via 20 Settembre und hinaus in die Campagna. Längst waren es die beiden Frauen gewohnt, daß er kam. Alle drei hattenden gleichen Grund für dieses Beisammensein: Sie wollten vom Verunglückten erzählen. Und kaum merkten sie, wie der Tote immer seltener genannt wurde und daß das Leben sie zusammenführte.

Als Thomas das inne ward, war es zu spät. Er hatte es versäumt, sich seinen Kameraden anzuschließen, und war

nun ohne Freund inmitten so vieler Menschen. Da bedeutete ihm die kleine Hütte fuori le mura ein Stück Heimat, Freundschaft und — ja — auch Liebe! Denn er war nicht mehr losgekommen von den schwarzen Mädchenaugen, sie halfen ihm über das erste Heimweh, die Einsamkeit und viele Unannehmlichkeiten des Gardedienstes hinweg.

Jetzt stand Thomas Perren vor der Entscheidung. Drei Jahre waren es im Mai, daß



... wenn man Gardist im Vatikan war.

er in päpstlichen Diensten stand. Er konnte sich nun weiter verpflichten oder den Abschied nehmen. Er wußte, was das bedeutete: Wenn er blieb, so gab es keine Möglichkeit, mit Marietta einen Hausstand zu gründen, denn die Gardeoldaten durften während der Dienstzeit nicht heiraten. Wenn er aber den Dienst quittierte, dann kamen neue Schwierigkeiten. Er hatte wohl daheim noch seinen Anteil am elterlichen Gütlein, aber das ernährte sie alle nicht. Und Marietta blieb dabei: Aus Rom gehe ich nicht fort, ich kann an einem andern Orte nicht leben!

Der sonnige Aprilmorgen wurde immer leuchtender. Thomas versuchte ganz klar zu denken. Er hoffte, daß er sich entschieden haben würde, ehe er bei Marietta war. Aber die Vernunft schien ihn verlassen zu haben. Alles in ihm verlangte nur nach dem Mädchen, das er lieb hatte. Trotzdem wußte er doch mit Gewißheit, daß es nicht gut war, wenn er blieb. Sein alter Gardeoberst, dem er von seinen Zweifeln gesprochen, hatte ihm den Rat gegeben: „Tun Sie es nicht, Süd und Nord passen nicht zusammen, gar erst nicht, wenn eins aus den Walliser Bergen kommt und das andere aus der Campagna.“

Thomas schüttelt die Schultern. Nein, er will nun nicht daran denken, weil er weiß, daß der Oberst recht hat.

Aus dem Steinhäuschen springt die Marietta, wie sie Thomas erblickt. Ihr roter Rock leuchtet in der Sonne, und ihr Mund jubelt. Er fängt sie mit seinen starken Armen auf, und wie er sie an seinem Herzen hält, glaubt er, die Liebe überbrücke alles, was zwischen ihnen stehe, — Herkunft und Rasse, alles Zweifeln und Fragen. Die Liebe war doch so stark und tief, sie beide jung — man konnte sich an ein neues Leben gewöhnen!

„Du hast mich so lange warten lassen, Liebster!“ fragt Marietta, wie sie im Garten stehen.

„Ich weiß, Marietta, aber nun ist doch alles gut. Denk', bald werde ich immer, immer bei dir bleiben.“

„Wirklich?“ forscht sie und nestelt an seinem Rocke.

Da hebt er ihr Köpfchen ein wenig höher und sagt eindringlich:

„Ich wollte nicht damit beginnen, aber weil du mich fragst, sage ich's doch. Ich werde den Vatikan verlassen und dann — —“

Sie läßt ihn nicht ausreden. Ein einziger Jubel bricht aus ihr:

„O si, caro! Verlaß den Dienst, wir wollen heiraten und glücklich sein. Ich habe von der Nonna vierhundert Lire bekommen — bei Prestini kaufe ich den corredo, die Aussteuer, und das Häuslein lassen wir ausfließen, — o Tomaso!“

Er läßt sie ausreden. Dann spricht sein Herz, das die Heimat für sich retten möchte:

„Marietta, wenn wir aber doch heimgehen wollten?“

Sie staunt:

„Heim — wir sind dann doch hier daheim!“

Er sieht, wie ihre Augen die Hütte und die öde Gegend liebkosend und gibt nach.

„Ich habe nur gemeint, wir hätten einmal in die Schweiz fahren können, vielleicht würden dir die Berge gefallen?“

Marietta zieht die Stirne kraus:

„Die Berge mag ich nicht, der Vater hat sie auch nicht ertragen. Mir sind schon die Sabinerberge zu hoch — ich liebe die Stadt und die Campagna — und dich, Tomaso!“

Er ist wieder überwunden. Nein, er kann nicht anders, er muß diesem Mädchen alles opfern, wenn er nur seine Liebe besitzt!

Donna Giulia segnet Thomas Perren, wie sie hört, daß er bei ihnen bleiben wird. Sie hat es erhofft, daß die kleine «facenda» einen jungen Herrn bekomme, arm war ja das Gütlein, aber Thomas besaß ein wenig Geld, so könnten sie vielleicht noch eine Kuh dazu kaufen oder mehr Hühner halten. Und wenn am Ende nur die Marietta glücklich wurde!

Einen lieben langen Tag plaudert Marietta mit Thomas über die Zukunft. Sie weiß nicht, daß heimlich immer wieder des Liebsten Gedanken wandern gehen, daß eine einzige Frage zu ihm kommt: „Und deine Heimat?“

Aber er übertönt mit Lachen und Lieblosungen das Gewissen. Er hat sein Wort gegeben, und wenn halt die Marietta einfach nicht von hier weggehen kann — sie hat doch auch noch die Mutter!

Ein Stück Weges geleitet ihn Marietta am Abend. Mit der Leichtigkeit ihres südlichen Temperamentes malt sie ihm noch einmal ihr gemeinsames Glück aus und verläßt ihn erst, als er ihr versprochen hat, noch heute abend beim Kommandanten um seine Entlassung nachzukommen.

Der Oberst der päpstlichen Schweizergarde empfing den Soldaten in seinem Arbeitszimmer.

„Ich kann mir denken, was Sie zu mir führt, Perren. Ich habe mir die Sache auch überlegt. Sie hätten Aussicht auf Beförderung, aber sehen Sie, die Geschichte da mit dem Mädchen, von dem Sie mir erzählt haben, gefällt mir nicht. Ich rate Ihnen, lieber Perren — —“

Weiter kam der Oberst nicht. Thomas Perren schnitt ihm das Wort brüsk ab:

„Ich wollte melden, Herr Oberst, daß ich aus der Garde ausscheide, so bald als möglich.“

Der Oberst ist starr.

„Mann Gottes, es kann doch Ihr Ernst nicht sein! Wegen eines schwarzen Mädels, mein Lieber!“

„Sie vergessen, Herr Oberst, daß Sie von meiner Braut sprechen!“

Jetzt sieht der Kommandant den großen Soldaten fest an und sagt:

„Entschuldigen Sie, Perren, ich habe nicht gewußt, daß es schon so weit ist. Sonst hätte ich ja meine Sprüche sparen können. Es hätte mich nur gefreut, wenn Sie geblieben wären. Aber es wird sich schon ein anderer für den Posten finden. Und ich wünsche Ihnen alles Gute — grüßen Sie dann die Heimat von mir, wenn ich Sie nicht mehr sehe, bevor Sie abreisen.“

Thomas klappte die Absätze zusammen. Einen Augenblick hatte er gemeint, dem Vorgesetzten sagen zu müssen, daß er nicht heimgehe, daß er die Heimat geopfert habe an sein Glück. Aber er salutiert nur ganz dienstlich und geht hinaus. Er fühlt des Obersten Blicke im Rücken. Gottlob, daß das nun auch vorüber ist! Er wird nun eins ums andere erledigen, es ist gut, wenn alles rasch geht.

Den Abschied von seinen Kameraden feiert Thomas an einem lustigen Abend in einer kleinen Schenke am Borgo vecchio. Er ist laut und fröhlich und tut, als habe er das große Los gezogen. Einmal lassen sie die unbekannte Braut hochleben, und einer meint:

„Was werden nun wohl die Meitscheni daheim im Tal sagen, wenn du eine welsche Frau heimbringst?“

Thomas wird seltsam still und sagt dann unsicher:

„Es ist noch nicht gewiß, daß wir bald heimgehen, meine Braut hat die Mutter hier und ein Anwesen, da kann eines nicht nur alles liegen lassen.“

Einige lachen:

„Ja, das glaubt man gern, wenn einer Großgrundbesitzer in Italien wird, läßt er das Haldenäckerlein im Bispertale schon fahren!“

Da springt Perren auf, als habe ihn etwas gestochen. Er ist bleich. Er möchte etwas sagen, aber dann stößt er nur den Stuhl beiseite und rennt vom Tisch weg aus der Wirtstube.

Die Gardisten sind betroffen. Da scheint ja etwas nicht zu stimmen. Entweder mit der Braut oder mit dem künftigen Besitztum ist es nicht



... rennt vom Tisch weg aus der Wirtstube.

ganz richtig. Ein Hochzeiter mag doch sonst einen Spaß verstehen.

Thomas Perren läuft in die Nacht hinaus. Er geht an den hellen Fenstern und den dunklen Ecken vorbei, ohne etwas zu sehen. Verdammst noch mal, daß alle Leute sich um seine Zukunft kümmern! Als ob noch kein Schweizer in der Fremde geheiratet hätte! Warum verstand das feiner, daß er die Marietta liebte und ihr zuliebe hier blieb? Das war doch nichts Besonderes, man lebte da und dort. Die Schweiz hatte allweg das Monopol auf das Glück nicht allein gepachtet!

Allmählich wurde Thomas ruhiger, aber zu den Kameraden ging er nicht mehr. Ganz allein verbrachte er den letzten Abend als Gardist in seinem Zimmer und packte seine Sachen zusammen. Wehmütig legte er die Uniform beiseite. Das war nun für ihn auf immer vorbei. Außerhalb dieser Gardistenkammer begann für ihn ein neues Leben.

Thomas ging am andern Morgen seiner Zukunft fast froh entgegen. Er atmete befreit auf, als das Tor der Kaserne sich hinter ihm schloß. Nun würde ihn kein Kommando mehr erreichen, keine Wache ihn beaufsichtigen — nun war er wirklich frei!

Er hatte sich mit Marietta verabredet. Sie wollten sich in der Stadt treffen und dann zusammen heimgehen.

Der Tag war schön wie selten einer. Die sommerliche Wärme wurde gemildert durch ein leichtes Lüftchen, das von Ostia her über die Stadt strich. Die Leute schlenderten in den Straßen und am Corso auf und ab, Kinder spielten in engen Gassen, und die Bettler sonnten sich auf den Stiegen. Die Musik der Geigen klang mit dem Lachen gepukzter Menschen zusammen.

Thomas und Marietta mischten sich in das Gedränge. Hand in Hand gingen sie und freuten sich des schönen, freien Tages. Thomas kaufte da und dort eine Kleinigkeit für Mariettas Aussteuer, und schließlich setzten sie sich in eine Gaststube, um zu essen. Es war ein deutsches Lokal. Thomas zog es vor, da er sich noch immer nicht an die italienische Küche gewöhnt hatte.

Marietta lachte, als sie das reichliche deutsche Gericht auf dem Tische stehen sah. Daß man

Kartoffeln so kochte, das Fleisch auf diese Weise zubereitete, war ihr neu. Sie aß mit Vergnügen ein wenig von den Speisen, dann aber legte sie die Gabel hin und sagte lachend:

„Nein, Thomas, da spar' ich meinen Hunger schon lieber für die abendliche Polenta. Daß ihr Tedeschi so etwas nur verdauen könnt!“

Thomas lachte mit. Im Innern aber tat es ihm weh, daß Marietta nichts von dem gefiel, was er schön und gut fand. Auch als der Wirt kam und mit ihm deutsch sprach, sagte nachher Marietta:

„Du, Tomaso, ich glaube, so eine Sprache könnte ich ewig nie lernen.“

Und als Thomas sagte:

„Aber du mußt sie doch lernen, Liebling, daß du einmal meine Leute daheim verstehen kannst“, da lachte Marietta ganz laut:

„Bis dahin können wir alt und grau werden, denn verstehen werde ich deine Leute im Wallis ja doch nie!“

Es waren noch mehr Leute hinzugekommen, darum widersprach Thomas nicht mehr. Eine kleine Kapelle spielte später, und Thomas tanzte mit Marietta. Er sah, wie seine Landsleute das schöne, schwarze Mädchen wohlgefällig betrachteten, und bald hatte auch er vergessen, daß sich soeben die Kluft wieder aufgetan hatte zwischen ihnen.

„Man sollte immer Musik und Tanz haben, Tomaso, gelt?“ flüsterte sie und gab sich der frohen Stunde leidenschaftlich hin. Auch den sonst so nüchternen Burschen dünkte es, er möchte Marietta immer so sehen, mit roten Wangen und leuchtenden Augen, in denen das Glück wie auf schwarzem Grunde zu locken schien. Es war gewiß leicht, an dieses Mädchens Seite zu leben, es verstand, sich zu freuen und andere zu begeistern. Ja, er wollte Marietta oft diese Freude machen, sie brauchte Musik und Tanz, wie die Mädchen seiner Heimat die strenge, harte Arbeit brauchten, um glücklich zu sein.

Still lag die Campagna, als die beiden Verlobten am späten Abend heimgingen. Der letzte Schein der im Meere versinkenden Sonne schwieb über der Ebene. Da und dort weidete eine Schafherde, und großgehörnte Rinder lagen im Grase.

„Wie schön doch so ein Abend ist“, sagte Marietta in die Stille hinein. Sie drückte dabei Thomas die Hand. Er spürte, wie tief sie mit dieser Erde verbunden war. Er suchte nach einem Worte, das ihren Ausruf unterstützen sollte — er hätte ihr so gerne eine Freude gemacht. Aber vor seinem geistigen Auge stand eine andere Welt. Die Heimat erhob sich vor ihm. In leuchtender Klarheit standen die Berge auf, wie er sie am Tage vor seiner Abreise vom Gornergrat aus gesehen hatte. Drei Jahre waren seit jenem Tage vergangen, aber er sah die Umrisse der einzelnen Gipfel so genau, als ob sie dicht vor ihm ständen. Das tiefe Blau des Himmels hob sich scharf ab, und das Wölklein schlich um die Spitze des Matterhorns. Ja, sogar das Läuten der Biehglocken glaubte Thomas zu hören, den Schrei eines Adlers und das dumpfe Rollen ganz ferner Lawinengänge.

«Nevero, Tomaso?»

Ihre Stimme riss ihn wach.

„Ja, Marietta, sie sind so schön!“

„Wer?“ fragte sie.

„Die Berge, cara!“

Da sah sie ihn forschend an. Es war wie Eifersucht in dem Blicke. Aber er sah es nicht. Erst als sie sagte:

„Ich meinte das Land hier, Tomaso“, da wischte er sich über die Stirne und entschuldigte sich:

„Natürlich ist es hier auch schön und gar mit dir, Marietta — ich möchte ja immer nur bei dir sein!“

„Aber du liebst die Berge mehr als mich, Tomaso“, beharrte sie.

Er widersprach:

„Man kann das nicht so sagen, Marietta. Ich liebe die Berge schon, aber die Liebe zu dir — nein, das lässt sich doch nicht vergleichen! Ja, wenn es sein könnte, dich dort lieb zu haben, in der Heimat!“

Sie waren am Häuslein Donna Giulias angekommen. Es stand nun leuchtend weiß, mit frisch getünchten Mauern im Grau des Abends. Ein dünner Rauch stieg von ihm hoch — Giulia kochte die Minestra. Eine Alazie blühte und duftete im kleinen Garten, um dessen Zaun ein paar weiße Schafe schnupperten.

Thomas fand nun doch auch, es sei recht schön und friedlich hier. Es wäre doch undankbar

von ihm gewesen, diese kleine Heimat nicht zu lieben. Er hatte sie erwählt und das Mädchen dazu, das nun an seiner Seite durch die offene Türe ins Haus eintrat. Und als Donna Giulia sie beide umarmte und zum kleinen Tische führte, auf dem die Minestra wirklich einladend dampfte, da ließ sich Thomas ganz einspinnen in die Traulichkeit und Wärme dieses Herdes, an dem ihm die Liebe blühte und das Leben ihn erwartete. —

Die Hochzeit war vorüber. Von zu Hause hatten die Eltern einen Brief geschrieben, in dem jedes Wort die Absicht verriet, dem Sohne nicht weh zu tun. Er war deshalb nicht so herzlich, wie Thomas ihn erwartet hatte. „Hätten sie nur geschrieben, daß sie es nicht gerne seien, ich weiß es ja doch“, dachte er und ließ lange Zeit vergehen, ehe er für den Glückwunsch dankte. Dann aber setzte er sich hin und schilderte den Eltern seine Frau, sein neues Leben und Glück in beredten Worten. Ja, und auch sein Gütlein — sie würden staunen, wie eben hier das Land sei und dazu noch so billig. Aus seinem letzten Gardesold habe er sich grad einen Maisacker kaufen können. Heimkommen könne er vorläufig noch nicht, die Arbeit lasse ihn nicht abkommen, und seine Frau müsse wirklich zuerst ein wenig deutsch lernen.

Da konnten sie nun sehen, daß es ihm gut ging. Sie sollten doch ihr Mitleid für einen sparen, der es nötig hatte!

Als die gebückte Frau in den Walliser Bergen den Brief des Sohnes las, schüttelte sie den Kopf:

„Nein auch — nun hat er gar die Heimat vergessen. So geht's, wenn die Fremde schöner und ringer ist, als das eigene Land. Ich mag's ihm von Herzen gönnen, dem Thomas, daß er nicht so hart durch muß wie wir. Aber daß er kein Heimweh hat — die Bergleute passen doch nicht in die Fremde!“

Marietta war glücklich. Des Thomas Liebe umgab sie stark und treu. Sie fühlte, wenn so ein großer, langer Mann liebte, dann konnte man sich auf ihn verlassen, der meisterte das Leben und wohl gar sein Schicksal.

Thomas freute sich Tag um Tag neu seiner Wahl. Er meinte, mit einer Frau aus seiner Heimat hätte er das Glück nicht finden können.

Die waren so anders als Marietta. Es gehörte wirklich zu seinem harten stillen Charakter ein weiches, lachendes Wesen, das den Ausgleich schuf. Und das Leben lief hier so leicht und friedlich ab. Man schaffte schon, aber die Arbeit war nicht streng und der Tag so lang, daß einem über den Mittag immer Zeit blieb, sich hinzulegen und auszuruhen. Er gewöhnte sich rasch an die früher so verlachte Sitte der «Siesta», und manch einer, der am Häuschen in der Campagna vorüberkam, hielt den sonnverbrannten hagern Walliser für einen Italiener, wenn er ihn im Schatten der Akazien liegen sah.

Das Glück des ersten Ehejahres ließ Thomas nicht Zeit, an daheim zu denken. Gar, als zu Ende des kurzen Winters ein Büblein ankam, fühlte er sich unlösbar verbunden mit diesen drei Menschen, die seine Familie waren. Er konnte beim Schaffen auf seinen Äckern schon vergessen, daß einst ein fahrender Maurer sie besessen hatte. Es ging oft monatelang, bis er ein deutsches Wort sprach, und er merkte es kaum, daß er mit der fremden Sprache auch die Sitten dieses Landes nachahmte.

Es war ein Tag im Mai, der Thomas wieder an die Heimat erinnerte. Er war allein in die Stadt gefahren. Marietta konnte ihn des Kindes wegen nicht begleiten. Er hatte eine Einladung bekommen, an der Veredigung neuer Gardisten im Vatikan teilzunehmen. Anfangs wollte er nicht gehen, dann aber sprach ihm Marietta zu, sich doch diese Zerstreuung zu verschaffen.

Im Hofe der Gardekasernen im Vatikan stand schon die Tribüne, umweht von vielen Fahnen. Neben den kirchlichen Bannern leuchtete klar und schön das weiße Kreuz im roten Feld. Thomas gab es einen Ruck. Es war so lange her, daß er das Zeichen der Heimat gesehen hatte. Dann strömte das Volk in den Hof, die Musik erdröhnte, und im Takt marschierte die Garde über das harte Pflaster. Degen blickten in der Sonne, Uniformen leuchteten bunt, Helmbüschle zitterten, und rauhe Stimmen riefen Kommandos. Thomas stand und schaute. Er vergaß, daß sein Platz bei den Gästen sei. An einer Säule lehnte er und brachte den Blick nicht weg von dem Bilde, das diese Eidfeier ihm bot. So hatte er selber vor vier Jahren geschworen, hatte Degen und

Gewehr getragen mit einem Stolze sondergleichen. Ein Gedanke war damals in ihm gewesen — der Heimat zur Ehre wollte er Waffen und Uniform tragen, die alte Schweizertreue sollte mit ihm diese Mauern bewachen und das Leben des Papstes schützen. Wieder wie damals zerrte es an seinem Herzen, er hätte laut schreien mögen, um etwas zu sagen, was dieses Banner, was die kleine Heimat geehrt hätte. Aber er tat es nicht, es war ja auch mit Worten nicht zu sagen, was einen bewegte, wenn man sich als Sohn der freien Schweiz fühlte, als Kind des Landes, das da mit Begeisterung, mit schönen Reden, heimatlichen Liedern und Musik gefeiert wurde.

Thomas sah auch, wie diese Freude viele Augen feuchtete, wie die älteren Gardisten die Zähne zusammenbissen, um die Rührung zu verbergen. Da übernahm es ihn. Er konnte noch rasch aus dem Hofe hinaus, und dann, im Gewühle unter den Kolonnaden, lehnte er sich im Schatten der Säulen an die kühle Mauer und weinte. Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit überkam ihn. Da drinnen im Hofe sangen sie die Lieder der Heimat, da waren Menschen, die eben aus der Schweiz kamen und bald wieder heimkehrten. Und er hatte sich ausgeschlossen aus dem Kreise dieser Leute, hatte sein Leben und Glück in fremdem Grunde veranfert, der ihn nicht mehr loslassen würde. Wenn einer sein Blut vermischt hatte mit artfremdem, dann gab es kein Heimgehen mehr, dann war man fremd auch dort, wo die eigene Wiege gestanden hatte.

Die Vaterlandshymne brauste auf im Hofe. So fest und überzeugt klang das Singen, wie man es daheim nie hört. Gelöbnis und Sehnsucht, Liebe und Heimat lagen darin. Thomas würgte es. Tief im Herzen sang er mit, aber sein Mund getraute sich nicht, die Worte auszusprechen.

Wankend wie einer, dem der Wein zu Kopf gestiegen, ging Thomas Perren über die Piazza davon. Er konnte den Gesang nicht mehr mitanhören, er dünkte ihn eine Versuchung.

Früh am Abend kam Thomas heim. Aber er war ein anderer geworden. Erschrocken fragte Marietta:

„Tomaso, was ist mit dir geschehen? Du siehst aus, als ob du krank wärest. Sag, was ist denn?“

Er lächelte sie an, aber seine Züge waren verzerrt dabei.

„O, es war ein wenig heiß, aber sonst fehlt mir nichts.“

Marietta fühlte, daß er nicht die Wahrheit sprach. Doch so gut kannte sie ihn schon, daß sie nicht weiter fragte. Aber sie nahm sich vor, zu erforschen, was an diesem Tage geschehen war.

Das sonderbare Benehmen Tomassos hielt an. Er war meistens tief niedergeschlagen, arbeitete viel und kam nur zum Essen ins Haus. Abends saß er vor dem Häuslein und starrte immer in der selben Richtung in die Ferne, bis die Dunkelheit ganz dicht war. Das Kind sah er kaum mehr an. Dann aber wurde er manchmal lustig. Er konnte über kleine Dinge lachen und zu Marietta und dem Kinde übertrieben zärtlich sein.

In Marietta stieg ein wüster Verdacht auf. Ob er ein schlechtes Gewissen hatte? War damals in Rom etwas geschehen, was er nicht sagen durfte? Seit jenem Tage war er doch ganz anders, sicher, es war eine Wende in seinem ganzen Wesen eingetreten.

Der Verdacht verdichtete sich in Mariettas Herzen. Auch die Mutter glaubte daran:

„Chiassà? Am Ende hat er damals bei der Gardefeier eine Landeskraft getroffen, — die Schweizer kommen ja gern zur Bereidigung der Garde. Wie könnte sonst einer von einem Tag zum andern so seltsam werden?“

Es ging nicht lange, so war Marietta überzeugt, Thomas liebe sie nicht mehr. Raum ein Jahr war vorbei, und in Scherben lag das Glück der beiden jungen Leute, die geglaubt hatten, nicht ohne einander leben zu können. Marietta weinte, wenn sie allein war — vor Thomas tat sie, als sei nichts vorgefallen. Nein, bevor sie die Beweise seiner Schuld hatte, wollte sie seinen Spott nicht hören.

Thomas ahnte nicht, daß er Marietta kränkte. Zu sehr war sein Herz erfüllt von dem Schmerze um die einstige Heimat. Er tat seine Pflicht, mehr konnte man doch nicht von ihm verlangen!

Marietta brach ihren Vorsatz, ehe sie ihres Mannes Schuld aufgedeckt hatte. Als Thomas eines Tages wieder mürrisch und schweigend vor dem Hause saß, kam die Sehnsucht nach den schönen Tagen über sie, da Thomas gut und lieb

zu ihr gewesen war. Sie wollte ihm alles verzeihen, alles vergessen, wenn er nur wieder lachte, wenn sie seine Liebe spürte.

„Tomaso, sei gut! Ich kann es nicht ertragen, wenn du böse bist. Ich hab dich doch lieb, du darfst mir das nicht antun.“

Thomas sah auf. Er schien erst nicht recht zu verstehen. Dann fragte er:

„Was soll ich dir nicht antun, Marietta?“

Sie setzte sich ganz nahe zu ihm hin und sagte schluchzend:

„Ich weiß es doch, daß du mich nicht mehr lieb hast, du bist mir nicht treu, und das plagt dich! Aber ich will nicht klagen, — nur — sei wieder wie früher, ich hab dich doch so lieb!“

Thomas sah sein Weib groß an. Eine Zornewelle glitt über seine Stirne. Doch er beherrschte sich und sagte:

„Wie kommst du dazu, mich der Untreue zu verdächtigen, da ich dir nie Anlaß dazu gab, sag'?“

Marietta fragte:

„Sieh, es ist etwas zwischen uns, es ist mir manchmal, es sei eine Mauer, oder ein Bach, der uns trennt. Aber das gibt es nicht. Es muß eine andere Frau sein! Ich will nicht wissen, wer sie ist. Wenn du nur umkehrst und wieder bist wie früher. Ich will dich allein haben und ganz, Tomaso, jetzt bist du da, aber dein Herz ist nicht bei mir!“

Thomas schwieg lange. Er war mit einem Male inne geworden, daß seine Frau recht hatte.

„Tomaso!“ warb ihre Liebe.

Er fasste nach ihrer Hand und sprach langsam:

„Verzeih mir, Marietta. Ich trage Schuld an deinem Kummer! Aber ich kann nicht anders — es ist über mich gekommen damals im Vatikan, Marietta — —“

„Also doch, Tomaso!“

Er lächelte weh:

„Nicht so wie du meinst! Es ist keine Frau, die mich dir entfremdet. Und dennoch ist mein Herz nicht bei dir, wie du sagtest. Die Heimat hat nach mir gerufen, Marietta! Ich hörte sie damals in den Liedern von Bergen und Freiheit, mit Trommelschlag und Trompetenlang hat sie mich begrüßt. Ich bin nicht schuld daran — es liegt an der Heimat selber, daß sie ihre Kinder immer wieder lockt und heimruft. Es gehen



Sie fühlte sich so fremd hier, ganz arm und verlassen. Man beachtete sie kaum.

Sagen um in unserm Lande von Schweizern in der Fremde, die nicht sterben konnten, ehe daß sie nicht eines Alphorns Ton oder eines Landsmannes vertraute Worte hörten. Auch seit es mich angerührt hat, das Heimweh nach dem Vaterlande, habe ich keine gute Stunde mehr. Ich wehre mich dagegen, aber es ist umsonst!"

Marietta saß ganz still. Alles war ihr so neu. Sie, die nie von zu Hause fort gewesen war, kannte das Heimweh nicht. Doch fühlte sie, daß es etwas Gewaltiges sein mußte, was einen

starken Mann wie Thomas so niederdrückte. Schmerzlich traf sie die Gewißheit, daß alle ihre Liebe, ihre Hingabe und selbst das Büblein dem Manne nicht die Heimat ersetzte.

„Was soll ich noch tun, Thomas, ich gab dir doch alles“, sagte sie mühsam, mit Tränen in den großen Augen.

Er nahm sie in die Arme und sprach tröstend:

„Wir müssen es zusammen noch einmal versuchen, vielleicht geht es ja mit der Zeit vorüber. Und wenn alles nichts nützt, werde ich einmal heimfahren und dort einsehen lernen, wie gut und schön ich es bei dir habe!“

Das Kind schrie nach der Mutter.

Marietta löste sich aus den Armen des Gatten und lief ins Haus. Bald folgte ihr auch Thomas. Er fand nun doch, daß sein Herz leichter geworden sei, seit sein Weib um das Geheimnis seines Kummers wußte.

Marietta tat in der folgenden Zeit alles, was sie konnte, um Thomas abzulenken. Das leichte Ding wurde über dieser Sorge reif und ernster. Ihre Liebe gewann jene edle Einstellung des Verbundenseins mit dem Leide des andern, die

allein von Bestand ist. Doch je tiefer Marietta liebte, um so schmerzlicher war es für sie, zu sehen, wie alles umsonst war. Thomas mühte sich ab, froh und heiter zu sein. Aber es gelang ihm schlecht. Sein Lachen klang wie das Klirren von Scherben, und seine gute Laune war Maske. Auch körperlich zerfiel er. Er tat seine Arbeit, ja, er kaufte sogar neuen Boden zu. Aber Marietta sah, wie er sich zwingen mußte, wenn er zur Arbeit ging. Sein Appetit ließ nach. Da sagte eines Tages Donna Giulia, als sie so schweigend bei Tische saßen:

„Nun wird's Zeit werden, Tomaso, daß du gehst. So kann eins doch nicht leben. Geh' für ein paar Wochen heim, nachher wird's schon besser sein.“

Thomas begehrte auf:

„Das ist nicht so gefährlich, ich bin kein Kind, das man verschicken muß. Ich gehe, wenn es mir paßt!“

Donna Giulia schwieg.

Aber am Abend, als Thomas und Marietta zur Ruhe gingen, sagte er zögernd:

„Ich habe es mir nun überlegt. Es fährt die nächste Woche ein Pilgerzug mit Schweizern in die Heimat zurück. Dem will ich mich anschließen und denke dann in etwa zwei Wochen wiederzukommen.“

Marietta stand eine Weile im Zwielicht der hellen Nacht, dann kam sie auf Thomas zu und sagte einfach, aber bestimmt:

„Dann komm' ich mit!“

Der Mann sah sie an. Er wollte widersprechen, es sei doch nicht nötig, die weite Reise zu machen, es koste Geld und so weiter. Aber er spürte so deutlich ihre Liebe heraus und freute sich, daß sie sich in dieser schweren Zeit so tapfer bewährte.

„Aber das Kind?“ fragte er.

„Oh, die Nonna wird es schon hüten. Nur die paar Wochen geht es schon. Wenn nur du wieder ganz gesund und zufrieden wirst, Tomaso!“

Da wurde er froh wie ein kleiner Junge. Er fing an zu plaudern, erzählte ihr, was sie auf der Reise alles sehen werde, wie es daheim sei und was für Ausflüge sie zusammen machen würden.

Er merkte nicht, daß Marietta still blieb. Sie fürchtete sich vor dem Neuen, Ungewissen, das nun kommen sollte. Aber sie wollte Thomas die Freude machen, da sie erkannt hatte, daß es so nicht weitergehen könne.

Nun flangen Lieder durch das Häuslein in der Campagna. Lauter Schweizerlieder, ernste und heitere. Marietta verstand sie nicht, sie taten ihr weh. Wie wenig hatte sie ihn doch verstanden, als sie glaubte, ihm die Heimat ersetzen zu können!

Die Reise in die Schweiz war für beide ein Erleben. Thomas freute sich kindlich, und auch Marietta erlag dem Zauber der rollenden Räder und fliegenden Landschaften. Etwas müde und

überwältigt von den Eindrücken kamen sie im Bispertale an. Als das Bähnlein immer höher kroch und die Berge steiler und wuchtiger aufstrebten, ging es wie ein Erschrecken über Mariettas Gesicht.

Sie atmete schwer, und endlich rang sich ein geängstigter Seufzer aus ihrem Herzen heraus:

„Dß es so etwas gibt, Tomaso! Wie kann man hier leben, es sind ja nur Steine und Schnee!“

Thomas riß den Blick von dem gewaltigen Schauspiel, das ihm Wiedersehen mit der Heimat bot, und fragte leise:

„Gefällt es dir nicht, unser Land?“

Sie kuschelte sich an ihn heran und sagte:

„Oh, schon, Tomaso, aber es ist so — so groß und kalt, ich meine, man kann hier nicht recht warm werden.“

Aber er hörte kaum, was sie sagte. Ein unbeschreibliches Gefühl hatte ihn erfaßt, seit sein Fuß den Boden der Heimat betreten hatte. Seine Augen füllten sich mit Tränen, doch er weinte nicht. Sein Herz jubelte, aber der Mund blieb stumm. Er hatte seine Seele wiedergefunden und wußte nun, daß er sein bestes Teil hier gelassen hatte, als er vor bald fünf Jahren ausgezogen war.

An der kleinen Station erwartete sie die Mutter. Das kleine gebüdte Weiblein erkannte den Sohn kaum. Er war fremdländisch gefleidet und so braun geworden! Aber den Dialekt der Walliser sprach er nun doch so echt, daß das Mütterlein ganz froh wurde: „Er ist halt doch der alte geblieben!“

Thomas hatte Mühe, über die Verlegenheit der ersten Begegnung hinwegzukommen. Die beiden Frauen waren sich fremd. Sie sprachen jede in ihrer Weise, aber sie verstanden sich nicht. So blieb Marietta ausgeschlossen, denn wenn Thomas übersetzte, klang alles ganz anders.

Weit oben am Berghange nahm die elterliche Hütte sie auf. Der alte Vater sagte wenig, das Wiedersehen mit dem ältesten Sohne rührte ihn zu sehr. Marietta saß auf der braunen Stabell und mühte sich, das harte Brot und den alten Käse zu kauen. Als sie Thomas so eifrig essen und zwischenhinein erzählen hörte, traten ihr Tränen in die Augen. Sie fühlte sich so fremd hier, ganz arm und verlassen. Man beachtete sie kaum.

Früh legte sie sich zur Ruhe. Nebenan hörte sie noch die Eltern mit dem Sohne reden, dann dachte sie an den Vater, der hier gestorben und begraben war, und schließlich schlief sie weinend ein. —

Es kam dann so:

Thomas erholte sich rasch, ja, er war genesen am ersten Tage, den er in der Heimat erlebte. Marietta aber wurde immer stiller. Sie machte von allen schönen Touren immer nur die eine — zum Grabe des Vaters, den sie kaum gekannt und nicht geliebt hatte. Das war für sie die einzige Stätte, an der sie sich mit der fernen italienischen Heimat verbunden fühlte. Sie hielt oft Zwiesprache mit dem Toten, sie fand, er verstehe sie besser als die Lebenden.

Zehn Tage gingen dahin. Thomas war selten daheim. Alle Berge ringsum wollte er besteigen, das Tal durchwandern und abends mit den Dorfgenossen zusammen sein. Als ihn Marietta einmal bat, an die Rückkehr zu denken, wurde seine Miene finster.

„Raum sind wir recht da, sollten wir schon wieder gehen. Ein paar Tage noch, Marietta, — —“

Aber es ging länger. Thomas trug sich mit dem Gedanken, für immer in der Heimat zu bleiben. Er dachte nur mit Widerwillen an die Campagna, und doch war ihm bange, mit Marietta von seinen neuen Plänen zu reden. So gingen sie aneinander vorbei, und Marietta fühlte sich ärmer, denn je. Sie fing an, das Land zu hassen, das Thomas so sehr liebte, daß er sie darüber fast vergaß. Ihre Sehnsucht nach dem Büblein stieg, und sie wollte nun wirklich heim. Wenn Thomas wieder nicht will, dann geht sie allein.

Als sie wieder nach dem Tage der Abfahrt fragt, gesteht ihr Thomas, daß er hier bleiben möchte. Führer wolle er werden und sie und das Kind hier haben. Sie wollten in ein paar Wochen nach Rom fahren und alles ordnen.

Marietta sagte nicht viel. Es schloß sich etwas in ihrem Herzen, es war, als habe sie ihre tote Liebe begraben. Heimlich rüstete sich Marietta zur Reise. Geld hatte sie wenig, aber zur Fahrt konnte es reichen. In einer warmen Sommernacht machte sie sich auf und ging aus Haus und Dörflein fort. Sie atmete hoch auf, als sie tal-

auswärts lief. Nun war sie frei! Sie wollte nur heim, zur Mutter, zu ihrem Kinde!

Doch Marietta kam nicht weit. Ein Wetter zog sich über den Bergen zusammen, ein nächtliches Gewitter, das sie als Fremde nicht früh genug erkannt hatte. Unter Donnerrollen und dem Zucken der Blitze hastete sie weiter, bis ein Steinschlag von steiler Halde herunter sie traf. Sie konnte noch ein letztesmal des fernen Kindes gedenken, und dann verblutete ihr junges, heißes Herz an der Wunde, die ihr dies fremde, rauhe Land geschlagen hatte.

Später, als man Mariettas Leiche längst der harten Walliser Erde übergeben hatte, kam Thomas als stiller, einsamer Mann zum zweiten Male aus Rom zurück. Er hatte sein Kind holen wollen. Doch Donna Giulia hatte sich gewehrt. Einem solchen Lande könne sie ihr letztes Kleinod nicht anvertrauen. Und als er das feine, schöne Kind betrachtete, sagte er mit schmerzlichem Lächeln:

„Si, es wird schon so sein, das fremde Blut paßt nicht in die Berge hinein. Ich muß vergessen, daß ich Weib und Kind hatte, und heimkehren, um an andern gut zu machen, was ich an meinen liebsten Menschen gesündigt habe.“

So wurde aus dem Gardisten Thomas Perren der viel gesuchte Bergführer, den man selten mehr im Tale sah. Ihm war nur wohl, wenn er auf weißen Gipfeln die Heimat überblicken konnte, um die er so viel gelitten hatte. Und wenn er nach großer Tour am Kirchlein des Dorfes vorüber heimzu schritt, dann zog er den Hut, das Grab zu grüßen, darin die kleine, schwarze Marietta schlief. Ein Traum war sein Glück gewesen, der zerrann. Ewig und standhaft allein waren die Berge der Heimat, für die er alles geopfert hatte, um bei ihnen den Frieden zu finden, den die Fremde ihm versagt hatte.

Beim Worte genommen.

„Jetzt mußt du aber zu Bett gehen, Paulchen. Sieh' mal, ich bin doch viel älter als du und gehe immer mit den Hühnern schlafen.“

„Aber Tante, wie kommst du denn die Hühnerleiter hinauf?“